

Rassismus und Polizei

■ Joachim Kersten

Angesichts der Vorfälle im »französischen Herbst« 2005 wurden gegen die Polizei des Nachbarlands Rassismusvorwürfe laut. Die Beamten seien bei den gewalttätigen Auseinandersetzungen nicht nur gegen die wenig »ohnmächtig« erscheinende Wut von »Halbstarken«, Chäoten und Unruhestiftern vorgegangen. Zur Sache gegangen wäre es zwischen einer praktisch rein weißen Polizei (männlichen Geschlechts) als Teil der französischen Mehrheitsgesellschaft und den dunkelhäutigen Angehörigen der nachwachsenden Generation diskriminierter ethnischer Minderheiten (gleichfalls männlich). Letztere haben trotz Schulabschluss und perfektem Französisch wegen Nachnamen und Hautfarbe keine Chance auf Job und Status. Die auch in unseren Fernsehnachrichten gezeigten Videoaufnahmen (Polizisten treten auf einen am Boden liegenden Zivilisten ein) ließen Erinnerungen an die Amateuraufzeichnungen des Rodney King Skandals in Los Angeles aufkommen, die zu Rassismus Vorwürfen gegen das Police Department von Los Angeles führten. Anders als in den USA wurden im Nachbarland die betreffenden Polizisten strafrechtlich zügig zur Verantwortung gezogen.

Amateuraufnahmen dokumentierten auch wie mehrere französische Polizisten die dunkelhäutige Ex-Weltmeisterin im Weitsprung, Eunice Barber, auf die Motorhaube ihres Autos drückten, sie mehrfach zu Boden zwangen, bevor sie über Nacht in Gewahrsam genommen wurde. Offi-

zieller Grund: ein Verkehrsvergehen, inoffizielle Vermutung: Rassismus. Interner Polizeijargon bei U. S.-Polizisten für diese Art von Personenkontrolle und Vorgehen ist DWB. DWD heißt: *Driving while drunk* (Trunkenheitsfahrt), DWB, *driving while black*. »Schwarzfahrerkontrolle« wäre die freie Übersetzung.

Es gab in den letzten Jahrzehnten nach Vorfällen in unseren Städten gleichfalls Rassismusvorwürfe gegen Polizisten. Der Hamburger Polizeikandal (es ging dabei um den Umgang mit dunkelhäutigen jungen Männern, die im Umfeld des Bahnhofs mit illegalen Drogen handelten) führte zu entsprechender Aufmerksamkeit von Medien und Politik. Die in der Folge durchgeführte Untersuchung der Polizeiführungsakademie Münster/Universität Trier legte zwar keine verbreitete strukturelle Anfälligkeit für fremdenfeindliche und rassistische Haltungen bei den deutschen Polizeien offen. Dieser Studie fehlte jedoch ein Untersuchungsteil, mit dem solche Praktiken überhaupt festgestellt werden könnten. Kurzfristige Ausflüge der damaligen Forscher ins polizeiliche Alltagsgeschäft in Problemzonen der Strafverfolgung konnten solche Instrumente nicht ersetzen. Die Frage nach dem Umgang der deutschen Polizei mit Fremdenfeindlichkeit und Rassismus bedarf letztlich weiterer sozialwissenschaftlicher Forschung.

Der Soziologiedozentin Astrid Jacobsen geht es dementsprechend um die Frage, was der Nutzen des Soziologieunterrichts für angehende Kommissarinnen und Kommissare sein kann. Sind die Sozialwissenschaften in der Ausbildung für das mittlere und höhere Management der Polizei wirklich weitgehend entbehrlich? Können die zu Wissenschaften ernannten Fächer der Polizeilehre diese Lücke mittlerweile umstandslos füllen wie einige im Polizeimanagement argumentieren? Oder ist die Kluft zwischen Programm und Wirklichkeit im Polizeialtag eine Folge des Abdabs sozialwissenschaftlicher Expertise? In den polizeilichen Publikationsorganen wird beispielsweise von der längst gelungenen Integration von Frauen in den polizeilichen Dienstalltag geschrieben. Die Forschung kommt zu anderen, eher entgegen gesetzten Ergebnissen. Wie sieht es mit der Integration von Minderheiten in diesen Arbeitsalltag aus? Dieser Frage widmet sich der zweite Beitrag. Sind innerhalb des Personals der deutschen Polizei Rassismus und Diskriminierung gegenüber Polizeiangehörigen mit anderer Hautfarbe an der Tagesordnung? Wie werden solche Haltungen geäußert, wie werden sie sanktioniert? In der internationalen Polizeiforschung wird in diesem Kontext vom »institutionellen Rassismus« (Bland et al. 1999; Zhao/Lovrich 1998) gesprochen. Gibt es diesen Rassismus bei den deutschen Ordnungshütern?

Neugier braucht Methode

Soziologie in der Polizeiausbildung – ein Plädoyer

■ Astrid Jacobsen

Witze über Soziologen? In ihrer ersten Soziologievorlesung schütteln die Studierenden der Hochschule für Polizei den Kopf. Wie es mit Vorurteilen sei, ist meine nächste Frage. Zögerlich am Anfang, dann mit zunehmendem Eifer tauchen Bilder von Wollpulliträgern, Stuhlkreissitzern, Demonstranten, Haschkonsumenten, Linken, Bauwagenbewohnern, Feministinnen, Steinestreichlern samt ihren Schwestern und Brüdern auf.

Eine derartige »Einladung« in die Soziologie für Polizisten hat neben dem – durchaus pro-

duktiven – Unterhaltungswert mindestens zwei Funktionen: Die Unsicherheit, die – anders als in den Fächern Recht und Kriminalistik – über die Soziologie herrscht, wird thematisiert und damit als Einstellung ernst genommen. Darüber hinaus ist die Sammlung von Wissen zu einem neuen, unbekannten Gegenstand schon selbst eine soziologische Methode: Durch die Fixierung von Bildern, Assoziationen und vielleicht auch Abneigungen kann das vorhandene, für selbstverständlich gehaltene Wissen *über* etwas vorübergehend konserviert und somit Raum für die Entdeckung neuen Wissens geschaffen werden.¹

Mit dem letzten Argument ist schon der Auftrag des Faches Soziologie für Polizisten umrissen, für den dieser Artikel argumentiert. Das Potential der Soziologie für die Polizei liegt in der Erweiterung des professionellen Blickes durch die soziologische Methode der systematischen Beschreibung und Analyse – und weniger in der Anwendung eines spezifisch soziologischen Fachjargons oder bestimmter soziologischer Theorien. Das »soziologische Denktraining«, das Polizisten befähigt, neue Perspektiven auf bekannte und unbekannte Phänomene zu entwickeln, zielt auf eine Qualifizierung der Polizeipraxis.

Es ist eine Herausforderung für die Dozenten, diese vage Vorstellung von Soziologie als Ausgangspunkt zu nutzen, um die Studierenden für das soziologische Anliegen zu interessieren. Dabei ist die zentrale Frage, warum sie sich denn interessieren sollten oder, anders formuliert, was das typische Interesse von studierenden Polizisten ist. Sie interessieren sich zu Recht dafür, was die Soziologie ihnen für ihre Berufspraxis nutzt. Und sie interessieren sich typischerweise *nicht* für die Soziologie als allgemeine Wissenschaft von der Gesellschaft und das unterscheidet sie von Soziologen. Entsprechend müssen soziologische Inhalte im Polizeistudium anders vermittelt werden als im Soziologiestudium. Das mag banal klingen, bedeutet aber, dass die Dozenten ein anderes Konzept verwenden müssen als das, nach dem sie selbst studiert haben. Es gilt, ein Programm zu entwickeln, das sich nach den Relevanzen einer »fremden« Berufskultur ausrichtet, denn die wenigen Soziologen haben auch Erfahrungen als Polizisten vorzuweisen.

Ein sinnvoller Ausgangspunkt ist die Überlegung, wo Soziologie und Polizei gemeinsame Interessen haben, um sie als Anknüpfungspunkte verwenden zu können: zum einen überschneiden sich zahlreiche Themen, für die sich sowohl Polizei als auch Soziologie interessieren (1), zum anderen gibt es Ähnlichkeiten im methodischen Verständnis der Wissens-Entdeckung (2).

(1) Die Soziologie beschäftigt sich mit sozialen Beziehungen zwischen Personen, Organisationen und Gesellschaft(en) aus wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse. Die Polizei interessiert sich ebenfalls für Beziehungen zwischen Personen (etwa bei Familienstreitigkeiten oder Fußballspielen), für Organisationen (etwa im Rahmen der Steuerfahndung oder Wirtschaftskriminalität) und für gesellschaftlichen Wandel (etwa die Veränderung von Kriminalitätsformen). Entsprechend gibt es eine Schnittmenge der Themen beider Professionen: Kriminalität, Macht, Institution, Familie, soziale Differenzen, abweichendes Verhalten, um nur einige zu nennen. Polizisten agieren in ihnen, Soziologen beforschen sie. Beide interessieren sich also durchaus für die gleichen Phänomene, wenn auch mit anderen Zielsetzungen und daher auch mit einer jeweils spezifisch professionellen Perspektive.

(2) Die Soziologie beobachtet, beschreibt und interpretiert soziale Beziehungen, um neues Wissen zu produzieren. Die Polizei beobachtet, beschreibt und interpretiert soziale Beziehungen, um die öffentliche Ordnung und Sicherheit zu gewährleisten. Sie tut dies, indem sie etwa in Familienstreitigkeiten eingreift, in Kriminalfällen ermittelt oder Großveranstaltungen sichert. Dazu muss sie an den jeweiligen sozialen Situationen teilnehmen, Entscheidungen fällen und in die Situationen »eingreifen«. Beide Professionen bedienen sich der Methode des Beobachtens und Interpretierens, allerdings wiederum mit unter-

schiedlicher Zielsetzung:² Wissenschaftler rekonstruieren Wirklichkeiten, um Wissen über soziale Phänomene zu produzieren – Polizisten rekonstruieren Wirklichkeiten, um Fälle herstellen und bearbeiten zu können.

So gesehen ist Polizisten die Suche nach neuem Wissen vertraut. Das Sammeln von Informationen und Dokumenten, das Befragen von Informanten, das Beobachten von Personen – ohne von vornherein zu wissen, was man eigentlich sucht, – all das ist wesentlicher Bestandteil polizeilicher »Wissenssuche«. Was also Polizisten und Soziologen gemeinsam haben, ist eine *systematische professionelle Neugier*.

Das Training soziologischer Konzepte und Methoden zielt – nicht mehr und nicht weniger – auf eine Erweiterung der polizeilichen Perspektive. Dazu bieten sich gesellschaftliche Themen an, die im Polizeialtag wieder zu finden sind. Es ist nun Aufgabe der Soziologie-Dozenten, diese gemeinsamen Interessen, die nur wenigen Polizisten klar ist – und wahrscheinlich auch nicht allen Soziologie-Dozenten – plausibel und nutzbar zu machen. Das ist nicht durch eine den Vorlesungszyklus einleitende Bemerkung zu leisten, sondern muss an den einzelnen Themen immer wieder verdeutlicht werden.

Daraus erschließt sich die Chance für die Soziologie in der Polizeiausbildung für den gehobenen und den höheren Dienst – sowohl im Hinblick auf die Inhalte wie auch auf deren Vermittlung. Die folgenden Leitlinien umreißen eine Herangehensweise, die eine für Polizisten attraktive Soziologielehre anbietet:

1. Soziologisierung von Polizeithemen

Die Schnittmenge von soziologischen und polizeilichen Themen legt nahe, an polizeilichen Themen soziologisches Denken zu trainieren. Soziologische Themen, wie »abweichendes Verhalten«, »Armut« oder »Migration« können an Phänomene und Situationen anknüpfen, die den Studierenden aus ihrem Polizeialtag bekannt sind: Begegnungen mit gewalttätigen Fußballfans, Gewalt und Kriminalität in sozialen Brennpunkten, etc. Auch bei abstrakteren soziologischen Begriffen wie »Rolle«, »Gruppe«, »Sozialisation«, »Organisation« kann an polizeiliche Erfahrungen angeknüpft und ihr Erklärungspotential etwa an der eigenen Arbeitssituation innerhalb der Polizei oder an Einsatzsituationen verdeutlicht werden.

Es ist also gar nicht nötig, Polizisten mit allgemeinen Einführungen in die Soziologie und abstrakten Konzepten und Theorien zu konfrontieren. Anders als in der akademischen Ausbildung von Soziologen ist es auch unsinnig, dass die Studierenden einen Überblick über die unterschiedlichen Denktraditionen und Schulen der Soziologie erwerben. Stattdessen sollte das Interesse

der Polizisten geweckt werden, sich für ihren Arbeitsalltag einen soziologischen Werkzeugkasten zusammenzustellen.

Die Verbindung soziologischer Inhalte mit polizeilichen Themen leistet – je nach Autor mal mehr, mal weniger – auch das polizeiliche Lehr- und Studienbuch »Soziologie«.³ Dabei ist es wichtig, die professionellen Erfahrungen der Studierenden mit einzubeziehen, was nicht nur bedeutet, sie am Anfang einer Lehreinheit von Vertrautem abzuholen, sondern sie auch am Ende wieder »hinzubringen«. Die Studierenden müssen dann wissen, warum sie sich mit Rollenverhalten, Interaktionsanalysen oder Kulturvergleichen beschäftigen – und zwar nicht, weil es allgemein interessant und *en vogue* ist, sondern weil es ihre Kompetenz als Polizeibeamte erhöht. Damit ist die Praxisrelevanz angesprochen, die transparent gemacht werden muss.

2. Praxisrelevanz

Praxisrelevanz bedeutet, dass Lerninhalte für den Arbeitsvollzug brauchbar sind und nicht, wie häufig von Studierenden missverstanden, dass die Praxis ohne Unterlass thematisiert wird. Dazu folgendes Beispiel: Was lässt sich an einem ethnografischen Film über die Hochlandbewohner der Insel Neuguinea (Papuas) lernen, was einem deutschen Polizisten bei seiner Arbeit weiter hilft? Zunächst: Die meisten Zuschauer, so auch die Studierenden, lassen sich von der Fremdheit einfangen, die Angehörige der westlichen Kulturen empfinden, wenn sie Einblicke in die Kultur der Papuas bekommen. Aufmerksamkeit – das weiß jeder Polizist – ist ein guter Ausgangsmoment für die Entdeckung neuen Wissens. Das Studium der Papuas ermöglicht es den Zuschauern zu beobachten, wie eine Gesellschaft funktioniert und anhand welcher Merkmale sie beschreibbar ist. Sie können sehen, wie Reproduktion, Arbeitsteilung und Geschlechterverhältnis organisiert werden, wie mit Fremden umgegangen wird und welchen Status »Besitz« und »Eigentum« haben. Angehörige unserer Kultur können es deshalb *gut* sehen, weil es uns fremd und bizar्र erscheint.

Diese Schulung macht erstens deutlich, wie Gesellschaften beschrieben werden können. Hat man diese Methode an einer anderen Gesellschaftskultur ausprobiert, so eröffnen sich Beschreibungsformen für die eigene Gesellschaft, die aufgrund der großen Vertrautheit nicht auf den ersten Blick verfügbar sind. Hier nur einige Erkenntnisse von Studenten, nachdem sie den Film über Papuas gesehen haben:

• »Die haben Bäume als Götter und Geister. Aber wir haben die Dreifaltigkeit. Eigentlich ist das nicht minder abgedreht. Wenn wir mal ehrlich sind, sind wir genauso abergläubisch.«

• «Bei denen geht es im Prinzip um das gleiche wie bei uns: Nahrung sichern, Kinder kriegen und aufziehen, Spaß haben und Rangfolgen festlegen.»

• «Fremde haben es bei denen nicht leicht. Aber das haben sie bei uns auch nicht. Warum ist es eigentlich so ein Problem, mit Fremden umzugehen?»

Zweitens – und das zeigen die vorangegangen Beispiele auch – ermöglicht Kulturanalyse auch Kulturvergleiche. Polizisten werden regelmäßig mit fremden Kulturen und dabei auch zwangsläufig mit den Regeln und Bräuchen der eigenen Kultur konfrontiert. Eine reflektierte Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen kulturellen Rahmen ermöglicht es, die Situation aktiv mitzustalten anstatt von ihr überrumpelt zu werden. Das Beispiel des Familienstreits in einer muslimischen Familie mag dies verdeutlichen: In den Wohnräumen der Familie ist es üblich, die Schuhe auszuziehen. Der Beamte muss abwägen, ob er sich dem kulturellen Brauch anpasst oder zur Eigensicherung mit dem Brauch brechen muss. Allein das Bewusstsein und die Akzeptanz unterschiedlicher Verhaltenskulturen kann die Eskalation von Konflikten zwischen Beamten und Bürgern vermeiden oder aber sie zumindest vermindern, z. B. indem eigenes Verhalten angekündigt und erklärt wird. Allerdings erlauben weder alle Einsatzsituationen, dass jede kulturelle Gegebenheit oder gar Empfindlichkeit berücksichtigt wird – man denke an eine akute Gewaltsituation bei der Familienstreitigkeit –, noch können Polizisten über ein unerschöpfbares kulturelles Wissensrepertoire verfügen. Dennoch gibt es genug Situationen im Polizeialtag, in denen es gerade im Interesse der Polizei sein muss, mit kultureller Bedachtsamkeit zu handeln, um Eskalationen zu verringern oder gar zu vermeiden, etwa um in einer Vernehmung brauchbare Informationen zu erhalten.

Auch für die Praxisrelevanz gilt, dass sie nicht der Phantasie der Studierenden überlassen, sondern am Ende eines Themenblocks expliziert werden muss: So wie der Nutzen interkultureller Sensibilität deutlich werden muss, so muss z. B. auch das Potential einer soziologischen Beschäftigung mit dem Phänomen »Interaktion« für die Souveränität eines Polizeibeamten innerhalb seiner Dienstgruppe 4 aufgezeigt werden.

3. Aktualität des Lehrangebots

Wenn man seine Studierenden mit Zahlen »quält« – und die braucht man bspw. für die Analyse von Bevölkerungsentwicklung, Armut, Überalterung und ihren Auswirkungen auf die Polizeiarbeit –, sollte man das »gut« tun: d. h. anhand weniger Zahlen zeigen, dass diese interpretationsbedürftig sind und als solches Grundlage für die Beschreibung sozialer Realitäten darstellen.

Vor allem aber sollten die Zahlen aktuell sein, zumindest so aktuell wie recherchierbar. Das mag im Modell selbstverständlich klingen, ist es aber in der Lehrpraxis keineswegs.

Aktualität kann aber auch in der Auswahl der Diskussionsthemen bestehen. Aktuelle Anlässe, wie die deutsche Debatte um Folter als polizeiliche Verhörmethode 20035, die Diskussionen um polizeilichen Schusswaffengebrauch, Tötung von Polizeibeamten, private Sicherheitsdienste etc. sind den meisten Polizisten nicht nur bekannt, sondern Bestandteil interner Diskussionen. Sie eignen sich, um das Analysepotential von Konzepten wie Normen und Werte, soziale Rolle oder abweichendes Verhalten vorzuführen.

4. Denk- und Diskussionstraining

Gelingt es, kontroverse Diskussionen unter den Studierenden zu provozieren – und meiner Erfahrung nach ist das auch in Vorlesungen mit über 50 Hörern gut möglich – bietet sich ein Diskussionstraining an. Unter der Moderation der Lehrkraft gilt es *beim Diskutieren* zu verdeutlichen, dass es in diesem Rahmen nicht um eine Wahrheitsfindung, sondern um eine Übung zur Übernahme verschiedener Perspektiven geht. Die Entwicklung neuer Blickwinkel wird durch Diskussion hervorgebracht. Auch kleinere Arbeitsgruppen-Aufträge eignen sich zur Anregung von Diskussionen. Auch hier ist es wieder wichtig, den Gewinn für die polizeiliche Arbeit zu verdeutlichen: Erkenntnisgewinn durch die kollektive Problematisierung eines Phänomens lässt sich für Ermittlungen, für Personalprobleme, für strukturelle Herausforderungen und dergleichen nutzen.

5. Konzept-, Schreib- und Vortragstraining

Ebenfalls unter Methodentraining fallen das Erarbeiten von Konzepten und die Übung von Schreib- und Vortragsfähigkeiten. Im Rahmen von Arbeitsgruppen werden kleine Themen bearbeitet und im Plenum vorgetragen. Dies ist in Seminaren und durchaus auch in Vorlesungen praktikabel. Seminare und Kolloquien bieten sich für Referate und Hausarbeiten an. Entgegen der Meinung vieler Studierenden haben die genannten Kompetenzen eine zentrale praxisrelevante Bedeutung für sie: Gerade das Management der Polizei, wofür sie sich durch ihr Hochschulstudium qualifizieren, muss in der Lage sein, kurze Schriften zu verfassen und Vorträge zu halten. In der Regel sind diese Fähigkeiten – bei der Polizei ebenso wie in anderen Berufen – nur in geringem Ausmaß Bestandteil von Ausbildungsinhalten, was leider oft zu Ängsten und zu mäßig inspirierenden Vorträgen und Schriften führt.

6. Möglichkeiten und Grenzen der Soziologie für die Polizei

Die Entwicklung und Vermittlung einer soziologischen Toolbox für die Polizei erfordert, dass die Soziologie gegenüber der Polizeipraxis Position bezieht. Die Lehrveranstaltungen müssen aufzeigen, was das soziologische Training für die Polizeipraxis leisten kann *und* was nicht: Das soziologische Potential liegt in der Beschreibung sozialer Beziehungen zwischen Individuen, zwischen Individuum und Gruppe, zwischen Gruppen, zwischen Individuen oder Gruppe oder Organisation und Gesellschaft. Weder kann die Soziologie damit polizeipraktische Probleme lösen noch bewerten. Dabei gibt es zwei typische Fällen, in die Dozenten tappen können:

Die erste ist die Erwartung von Seiten der Studierenden, dass die Soziologie Antworten auf bestimmte polizeipraktische Probleme bereithält – wie etwa die Bitte eines Studenten, endlich mal zu sagen, wie man am besten mit Alkoholikern umgeht. Derartige Erwartungen müssen zurückgewiesen werden, denn sie fragen – außerhalb des soziologischen Kompetenzbereichs – nach sozialpädagogischer Intervention und nicht nach soziologischer Reflexion. Letztere hat stattdessen die Analyse der Themen »Alkohol« und »Drogen« als gesellschaftliches Problem, als polizeiliches Problem, als medizinisches Problem, als individuelles/psychologisches Problem und das Problem einer *peer group* anzubieten.

Die zweite Falle ist das wissenschaftliche »Wegreden« polizeilicher Probleme. Auch die Bewertung polizeilicher Erfahrungen und die Belehrung, wie Polizeiarbeit »besser« zu gestalten wäre, liegt außerhalb des soziologischen Kompetenzbereichs. Auch wenn offene Diskussionen gelegentlich einseitige und diskriminierende Erfahrungsberichte mit sich bringen, müssen Dozenten der Versuchung widerstehen, diese zu reformulieren, zu berichtigen oder gar zu widerlegen – sei es mit Zahlen oder mit gesundem Menschenverstand. Dozenten können das deswegen nicht, weil sie die Erfahrungen der Polizisten *nicht* teilen. Stattdessen ist auch diskriminierenden Äußerungen idealer Weise soziologisch zu begegnen, indem weitere Perspektiven angeboten werden. Im Übrigen kann man dabei auf die Unterstützung der anderen Teilnehmer zählen, die in diesen Fällen meist von selbst Gegenpositionen vertreten.

Die Besonderheit und die Chance der soziologischen Lehre in der Polizeiausbildung ist das Aufeinandertreffen zweier Expertentypen. Wenn es gelingt, die Erfahrungen der studierenden Polizisten als Ausgangspunkt zu etablieren, liegt das soziologische Potential für die Polizei darin, Distanz zu den eigenen Erfahrungen zu gewinnen und weitere Perspektiven auf das Phänomen zu entwickeln. Erfahrungsgemäß kämpfen Soziologen dabei mit dem Vorurteil, sie schlagen sich auf die Seite der Täter anstatt auf die der Opfer oder

der Polizeibeamten.⁶ Dass soziologisches Verstehen eine systematische Methode ist und nicht die Parteinahe für eine bestimmte Gruppe, ist dabei Teil der von den Dozenten zu vermittelnden Lehrinhalte.

Fazit

Soziologen und Polizisten interessieren sich aus professionellen Gründen für ihre Umwelt, sind auf der Suche nach neuem Wissen und sind umso besser, je neugieriger sie sind. Das ist für eine Zusammenarbeit zwischen Soziologiedozenten und Polizeistudierenden in der Lehre nutzbar zu machen. Es erfordert von den Soziologen einen guten Einblick in die Polizeiarbeit und -kultur, eine Bereitschaft zur Diskussion mit den Studierenden, die Bereitschaft, deren Professionalität anzuerkennen und ein wenig Kreativität für die attraktive Aufbereitung polizeilicher Themen.

Klar ist: dies ist eine Vision. Nie wird es möglich sein, alle Studierenden auf diese soziologische Reise mitzunehmen. Voraussetzung auf Studierenseite sind Bereitschaft und Willen, sich auf unvertrautes Terrain zu begeben, sich in ihren Selbstverständlichkeiten irritieren zu lassen und neue Blicke zu wagen. Es gibt Studenten, die

selbst motiviert sind und »nur« angeleitet werden müssen. Andere wissen sowieso schon alles: Sie sind kaum zu beeindrucken und nur schwer für ein soziologisches Training zu gewinnen. Und schließlich gibt es diejenigen, die schon »irgendwie« der Meinung sind, dass sie einen Wissensbedarf haben, andererseits erscheint ihnen die Soziologie als unkonkretes Gelaber, das Unklarheiten eher vergrößert denn abbaut. Sie gilt es mit methodischen und inhaltlichen Anknüpfungspunkten zu überzeugen, die ihnen eine für sie ergiebige Auseinandersetzung mit einem Gegenstand ermöglicht: Die Soziologie vermag die Kompetenz von Polizisten erhöhen, in reflektierter und differenzierter Weise an sozialen Situationen teilzunehmen. Diese Qualifizierung kann nur im Interesse der Polizei liegen.

Astrid Jacobsen ist Soziologin und arbeitet an der Universität Bielefeld.

Fußnoten

- 1 Diese soziologische ‚Haltung‘ ist – noch immer – hervorragend beschrieben in: Hitzler, Ronald 1986: Die Attitüde der künstlichen Dummheit. Zum Verhältnis von Soziologie und Alltag. in: Sozialwissenschaftliche Informationen, 15. Jahrgang/3: 53-60.

- 2 Die methodischen Gemeinsamkeiten von (kriminal-)polizeilichen Ermittlungsmethoden und (qualitativ-) empirischen Methoden der Soziologie wurden schon detailliert thematisiert (Oevermann, U. u. a. 1994: Kriminalistische Datenerhebung: zur Reform des kriminalpolizeilichen Melddienstes. Sonderband BKA-Forschungsreihe. Wiesbaden und Reichert, J. 1991: Aufklärungsarbeit. Kriminalpolizisten und Feldforscher bei der Arbeit. Stuttgart).
- 3 Frevel, B./Asmus, H.-J./Groß, H./Jamers, J./Liebl, K. 2002: Soziologie. Studienbuch für die Polizei. Hilden.
- 4 Asmus, H.-J. 2002: Soziales Handeln – Interaktion – Rollenhandeln. in: Frevel, B./Asmus, H.-J./Groß, H./Jamers, J./Liebl, K.: Soziologie. Studienbuch für die Polizei. Hilden: 30ff.
- 5 Der damalige Frankfurter Polizeivizepräsident Daschner hatte angeordnet, einem Kindesentführer mit Folter zu drohen, sofern dieser nicht den Aufenthaltsort des Kindes bekannt gibt. Die Veröffentlichung des entsprechenden Vermerks hatte zu einer großen Debatte in den Medien und einem Prozess gegen Daschner geführt.
- 6 Und doch noch ein Witz: Zwei Soziologen kommen aus der Kneipe und sehen eine Person auf dem Bürgersteig liegen. «Du», sagt der eine Soziologe zu dem anderen, «der bewegt sich gar nicht mehr». Sie gehen näher an ihn ran und stellen fest, dass er bewusstlos ist, blutüberströmt und mit verrenkten Gliedern da liegt. «Zusammengeschlagen» stellt der eine Soziologe fachmännisch fest. «Mensch», sagt der andere, «der das gemacht hat, dem müssen wir echt helfen.»

»Guck‘ Dir mal den ‚Neger‘ an!«

– Hautfarbe und Diskriminierung im Polizeiberuf –

■ Joachim Kersten und Sebastian Coker

Herausragende Medienaufmerksamkeit erlangte als erster »Schwarzer in Uniform« der ehemalige sächsische Polizist Sam Meffire. Nach den rassistischen Ausschreitungen in den Neuen Bundesländern wurde der äußerst artikulierte und charmante Meffire zur »Vorzeigeperson« und durch die Talk Shows der Fernsehkanäle gereicht, häufig im Gespann mit seinem damaligen Innenminister Eggert. Als Publikumsliebling wurde so ein dunkelhäutiger Mann in deutscher Polizeiuniform zum Symbol des Widerstands gegen den Provinzialismus der »Wendeverlierer« und den »rechten Lebensstil« der Nationalgesinnten. Wer als Journalist im »Stern« oder in der »Süddeutschen Zeitung« über diesen Polizisten schrieb, konnte sich profilieren und Medienpreise gewinnen wie Giovanni di Lorenzo. Der schwarze Sachse ist zwischenzeitlich nach internen Querelen aus dem Polizeidienst ausgeschieden, danach war er Strafgefanger und jetzt ist er Streetworker (Hardt 2006), den rechten Lebensstil mitsamt seiner antizivilisatorischen Mentalität des Wegschauens gibt es immer noch (Kersten 2006).

Das Sample der hier vorgestellten Untersuchung (Coker 2005) umfasst 16 dunkelhäutige Personen, allesamt deutsche Staatsangehörige mit jeweiligen familiären Wurzeln in den USA, Eritrea, Nigeria, in der Karibik oder in Marokko. Drei der befragten Personalangehörigen der Polizei sind weiblichen Geschlechts. Insgesamt drei Personen sind mittlerweile nicht mehr bei der Polizei beschäftigt (vorzeitige Kündigung, zwei Mal Krankheit).

Sieben der untersuchten Polizisten wurden persönlich, sieben per Telefon befragt, zwei Personen beantworteten den Fragenkatalog schriftlich. Es geht bei den Themenbereichen um biografische Erfahrungen in deutschen Kindergärten, Schulen und bei der Polizeiausbildung. Im Mittelpunkt der Studie stehen Wahrnehmungen im polizeilichen Dienstalltag: Gibt es rassistische oder anderweitig diskriminierende Haltungen bei Kollegen und bei den Bürgern, mit denen dunkelhäutige Polizeibeamte zu tun haben?

Zum Zeitpunkt der Befragung ist fast die Hälfte des Samples zwischen dreißig und vierzig Jahren alt. Jeweils drei Personen sind jünger, drei sind zwischen 40 und 50 und ebenso viele älter als 50 Jahre. Entsprechend erstreckt sich die Erfahrung im Polizeidienst zu etwa gleichen Teilen auf 10 Jahre und 10 bis 15 Jahre. Ein Viertel ist länger als 20 Jahre dabei. Acht bzw. mitsamt den inzwischen ausgeschiedenen Polizisten insgesamt elf der Befragten gehören zum mittleren, fünf zum gehobenen Dienst. Der höhere Dienst ist zumindest in diesem Sample nicht vertreten.

Für die Themenstellung wichtig erscheint der Umstand, dass elf der Befragten (zuzüglich der drei mittlerweile ausgeschiedenen) bei der uniformierten Polizei Dienst tun, und insofern häufig Publikumskontakt haben. Der Rest ist bei der Kripo, wo – anders als im ARD Tatort – häufiger als bei der uniformierten Polizei der Schreibtisch über längere Zeiten das einzige Gegenüber des Sachbearbeiters darstellt.